

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER:

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Gedanken über die Liebe / Ungewollte Offenbarungen durch den Film / Kurt Hiller: „Jungkonservative“ betonen das Recht des Individuums / Laßt uns irrenhauswärts tschundern!

Nachdruck verboten

Preis 60 Groschen

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
JAKOMINIGASSE 38.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

DAS NEBELHORN

Nr. 41

1. September 1928

II. Jahr

Gedanken über die Liebe

Die größte unter ihnen aber ist die Liebe.

Paulus, I. Kor., 13, 13.

Liebe, Liebe sagen die Menschen und wissen nicht, was sie reden; ein Wort nur, dieses eine Wort nur haben sie zur Bezeichnung hundertfältiger Gefühle.

Die Lust des eigenen Körpers, die Lust am Körper des Andern, das Vergnügen am Bewundern fremden Wertes, das Verlangen nach dem Besitz fremden Wertes, die Freude am vermeintlichen Besitz fremden Wertes, das Gefühl irgendeiner durch äußere Umstände hervorgerufenen Zusammengehörigkeit, das Gefühl der Dankbarkeit, des Mitleids, des Erbarmens, ja selbst das Gefühl der Gewöhnung und die durch die Forderungen der Religionen hervorgerufenen scheinbaren Gefühle — alles, alles heißt ihnen irgendwie Liebe.

Auch das geschlechtliche Verlangen von Mensch zu Mensch ist keine Liebe. Man spricht auf diesem Gebiete von Liebe, von echter Liebe, von wahrer Liebe, von irdischer Liebe, von himmlischer Liebe, von sinnlicher Liebe, von platonischer Liebe, von leidenschaftlicher Liebe und von leidenschaftsloser Liebe — alles ein Beweis dafür, daß niemand weiß, was Liebe eigentlich sei. Die Folge davon ist, daß die Skeptiker behaupten, es gebe überhaupt keine Liebe, sondern nur Nerven, und daß die Klügsten sagen, mit der wahren Liebe sei es wie mit einer Geistererscheinung: Alle redeten von ihr und Keiner habe sie gesehen.

Und doch. Es gibt eine Liebe, ein einzigartiges, fest umrissenes Gefühl, das, einmal empfunden, nie wieder vergessen werden kann, eine Seligkeit, die, ein-

mal besessen, nie wieder verlorengehen kann, eine Gewißheit, einen Besitz, den auch der Tod nicht rauben kann.

Es gibt eine höchste Erkenntnis auf dem Gebiete des Materiellen: die Erkenntnis, daß all das Verschiedenartige in der Welt der Erscheinungen im tiefsten Grunde materiell nur Eines sei; daß es nur eine Materie gebe, aus der alles besteht.

Es gibt ein höchstes Gefühl auf dem Gebiete des Geistigen: das Gefühl, daß wir selbst mit einem Wesen außer uns, ja mit allen Wesen außer uns im tiefsten Grunde seelisch Eines sind; daß es nur eine Seele gibt, die allem innewohnt.

Dieses Gefühl, auch wenn es noch so dumpf und in seinem wahren Wesen unerkant bleibt, auch wenn es Der, der es empfindet, mit Worten nicht benennen kann — dieses Gefühl allein ist Liebe. Und nur diese Definition ist imstande, aus dem Wust aller jener hundertfältigen Gefühle, die bald mit dem Worte „Liebe“, bald mit irgendeinem andern Worte bezeichnet werden, das, worauf es bei der Liebe ankommt, herauszuschälen.

Es gibt keine verschiedenen Arten von Liebe, es gibt nur diese eine Liebe. Aber es gibt verschiedene Stufen dieser Liebe. Ein Mensch, der noch sagt: Ich liebe Den oder Die oder Das, der hat noch nicht die höchste Liebe. Der allein hat sie, der sagen kann: Ich liebe. Nichts weiter.

Ein Mensch, der noch sagt: Ich fühle mich im tiefsten Grunde seelisch eins mit Dem oder Der oder Dem, der hat die Liebe, aber er hat noch nicht die höchste Liebe. Der allein hat sie, der sagen kann: Ich fühle mich eins mit Allem.

Zu dieser obersten Stufe der Liebe vorzudringen, ist so schwer, daß man die Menschen, die diese höchste Liebe auf Erden besitzen, vielleicht an den Fingern einer Hand aufzählen könnte. Nur eine ungeheure Fähigkeit, alles zu verstehen und daher zu verzeihen, nur eine unendliche Mißachtung alles Scheins, nur eine phä-

nomenale Kraft, von allen, auch von den widerlichsten Äußerlichkeiten zu abstrahieren — nur diese Gaben können den Weg zu ihr gangbar machen.

Von dieser obersten Stufe der Liebe führen unzählige viele Stufen hernieder. Auf jeder dieser Stufen verengt sich der übersehbare Horizont um ein Stückchen, wird der Umfang der Liebe, nicht die Stärke der Liebe, geringer. Denn es gibt in der Liebe keine Stärkeunterschiede. Die unterste Stufe der Liebe, die am wenigsten komplizierte und daher häufigste Liebe ist die Liebe der Eltern zu ihrem Kinde, vor allem die Mutterliebe. Dies ist eine reine Feststellung, die nicht das Geringste mit einer Wertung zu tun hat; denn die Mutterliebe ist ohne Zweifel eine echte Liebe, unendlich erhaben über alle jene Gefühlchen, die über das Stadium der Vorliebe noch lange nicht hinausgekommen sind, aber schon keck unter der Flagge der Liebe dahinsieglern. Schopenhauer, der kein Kind besaß, aber einen Pudel, den er liebte und Atma nannte, mit welchem Worte die indische Philosophie eben jene allen Wesen gemeinsame Weltseele bezeichnete, deren Vorhandensein zu fühlen Sache der Liebe ist, Schopenhauer also sagt, wenn ich mich recht erinnere, irgendwo: Ganz ehrlich meint es am Ende doch jeder nur mit sich selbst oder höchstens noch mit seinem Kinde. Dieser Behauptung liegt die richtige Beobachtung zu Grunde, daß der normale Mensch, der im Bezirk des Körperlichen lebt und webt und die Welt nur aus Körperlichem bestanden wähnt, dieses Gefühl des im Grunde Eins-Seins (also die Liebe) am leichtesten seinem Kinde gegenüber empfinden kann, mit dem er sich besonders als Mutter eins zu sein wähnt, weil er es geboren hat, weil es gleichsam unter seinen Augen aus ihm hervorgegangen ist, ein Stück von ihm, dessen Seele wohl auch irgendwie ein Teil seiner Seele sein wird, wie er nach Analogie des körperlichen Prozesses vermutet. Die Durchsichtigkeit dieser Zusammenhänge macht die Mutterliebe zur verbreitetsten Liebe,

während die Vaterliebe wegen der weitaus geringeren Offensichtlichkeit der Zusammenhänge auf dem Umweg über das Rätsel der Zeugung schon weitaus seltener und, wenn vorhanden, schon oft ein deutlicher Übergang zu jener Liebe ist, die nur mehr dem Menschen im Kind und nicht mehr dem eigenen Kind im Kind gilt.

Das Gefühl des Eins-Seins in der Mutterliebe ist noch nicht das Gefühl dieses Eins-Seins, so wie der Koitus noch nicht Liebe ist, sondern nur ein (gewöhnlich gänzlich inhaltsloses) Symbol der Liebe auf dem Gebiete des Körperlichen, ein Versuch zweier Körper, durch Umschlingung und teilweise Durchdringung eins zu werden, seltener, in einem neuen Wesen, dem Kinde, fortzuleben und Dauer zu haben.

Aber wie der Koitus, der unvollkommene Versuch eines körperlichen Eins-Seins, kein dauernder Zustand sein kann, weil dies die Kräfte des Stärksten überstiege, so ist auch die Liebe, also das Gefühl des seelischen Eins-Seins, kein dauerndes Empfinden. Blitzartig taucht sie auf und verklärt alles mit einem unendlichen Glanz von Freude. Blitzartig verschwindet sie wieder, denn kein Herz wäre stark genug, die Spannung, unter die sie es setzt, dauernd zu ertragen. Trotzdem ist sie — und nur sie allein — das Glück, das ist ein Zustand der Freude, der Dauer hat. Sie allein ist imstande, das Ich von dem bedrückenden Gefühl seiner unsäglichen Einsamkeit in der Welt der Dus zu befreien. Sie hinterläßt selbst in dem der Misere des äußeren Lebens preisgegebensten Menschen ein bleibendes Bewußtsein absoluter Geborgenheit, ein Gefühl selbstsicherer Seligkeit, ein Empfinden untrennbarer Zugehörigkeit, neben dem alles andere, was sonst noch empfunden werden kann, neben dem alles, was gedacht werden kann, neben dem das Denken selbst zum Schatten verblaßt.

Denn es besteht ein tiefer, nur wenig bekannter Zusammenhang zwischen der Liebe (also dem Glück) und der Torheit. Wer nicht von Herzen dumm sein kann,

kann nie Glück, kann also nie Liebe empfinden. Dem reinen Verstandesmenschen bleibt das Leben ewig verschlossen. Jeder Mensch, der wahrhaft glücklich ist, wird wieder töricht, muß mit Notwendigkeit wieder töricht werden. Der Klügste wird durch die Liebe so dumm, wie ohne sie der Dümme nicht sein kann. Und der Dümme wird durch die Liebe so weise, wie ohne sie der Klügste nie werden kann. Das ist es, was mit den Worten: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder . . .“ gemeint ist, nicht aber eine sagenhafte sittliche Reinheit, die kein Kind besitzen kann, weil es Natur ist und Natur keine Sittlichkeit kennt. Selbst zur Sprache, zum Kauderwelsch der Kinder kehren Liebende wieder zurück. Jedes Liebespaar hat seine eigene Sprache. Und es ist sehr zweifelhaft, ob sich zwei Menschen lieben, wenn sie innerhalb ihrer vier Wände nicht eine Sprache sprechen, über die jeder Fernstehende lachen würde und die kein Mensch außer ihnen verstehen kann.

Aber die Torheit der Liebenden ist eine andere Torheit als die landläufige. Sie ist eine Torheit, die um sich weiß. Sie ist also Weisheit.

Sollen die sozialen Kämpfe um die äußere Lebensgestaltung der Menschen einen Sinn haben, so können sie nur den Zweck haben, den Menschen vom unbewußten Leben als Naturmensch und Wilder in Sonne, Licht, Luft und Einfachheit an der Brust der Erde auf dem Um- und Irrweg über Kultur und Zivilisation zum Widerwillen an der Zivilisation und zum bewußten Leben inmitten der nun nicht mehr furchtbar, sondern infolge der Kenntnis ihrer Gesetze freundlich erscheinenden Natur zu führen.

Sollen die sozialen Kämpfe um die innere Lebensgestaltung des Menschen, also alles Denken, Reden, Schreiben und Lesen einen Sinn haben, so können sie nur den Zweck haben, den Menschen aus dem dumpfen Glück einer unbewußten Dummheit, in der er ehemals zu Ausbeutungszwecken künstlich gehalten wurde, auf

dem Um- und Irrweg über die Aufklärung zu jener ihrer selbst bewußten Torheit zu führen, die alles Gescheitsein entbehren kann, weil sie die Liebe, also das Glück ist, also nicht mehr gescheiter werden kann.

Noch stehen jene Mächte ungebrochen da, die ein finanzielles Interesse daran haben, die Menschen in unbewußter Dummheit zu erhalten und ihnen die bewußte Torheit, also das Glück, also die Liebe vorzuenthalten, weil sich mit dem Bewußtsein des Eins-Seins kein Geschäft machen läßt, sondern nur mit dem Bewußtsein des Einander-entgegengesetzt-Seins. Diese Mächte sind: der Staat, die Kirche, die Hochfinanz und jener mit ihr verheiratete und von ihr soutenierte üble Nationalismus, der aus der Verschiedenheit der Völker die Notwendigkeit zu Feindseligkeiten zwischen ihnen folgert. Der Staat versucht, die unbewußte Dummheit durch Zwang, Phrasen und diplomatische Heimlichtuerei zu konservieren, die Kirche durch das Predigen einer falschen Liebe, die auf das Kommando „Du sollst!“ reagieren und jener Niedrigkeit dienstbar sein soll, die sich hinter dem Pseudonym „Obrigkeit“ verbirgt. Die Hochfinanz versucht, dasselbe Ziel durch Schwindel und Presse zu erreichen, der Nationalismus aber durch Mobilisierung der schon ziemlich abgegriffenen Begriffe: Nationalstolz, Prestige und Ehre.

Noch stehen diese Götzen. Aber die Schläge, die täglich auf sie niederprasseln, seit sie im Krieg ihr wahres Gesicht einer Menschheit gezeigt haben, deren Untertanenverstand im Schwinden, deren kritische Beobachtungsgabe aber im Steigen begriffen ist, diese Schläge zeigen an dem Widerhall, den sie erwecken, selbst den Schwerhörigsten, daß die Götzenbilder hohl sind. Hellhörige aber erkennen aus dem Klang bereits das Vorhandensein von Sprüngen und wissen, daß der Tag, mag er auch noch so fern sein, kommen muß, an dem sie stürzen werden. An dem auch diese Devotionalien einer guten alten Zeit auf den Misthaufen der

Geschichte geworfen werden zu den anderen ehemals auch für ehrwürdig gehaltenen Einrichtungen, die schon dort liegen, zur Inquisition, zum jus primae noctis, zu Hexenprozessen, Leibeigenschaft, Sklaverei und zu jener Landesvaterschaft, die ihre Untertanen nach Amerika verkaufen konnte und dem Grundsatz huldigte „cujus regio, illius religio“. Und wenn dann der Tag gekommen sein wird, an dem der Hammer des logischen Denkens, der diese Götzenbilder zertrümmert hat, als nunmehr überflüssig weggeworfen werden kann, dann werden sich an der Brust der befreiten Erde gequälte Menschen in Kinder verwandeln und erkennen, daß sie alle von Natur aus nur ein Verlangen haben: in einer Torheit, die um sich weiß, das Glück zu besitzen, also die Liebe, also das Bewußtsein, daß alle Wesen im tiefsten Grunde seelisch eins sind und zwei Dinge vor allem, soweit dies herbeizuführen in der Macht des Menschen liegt, eins zu sein haben, die heute noch nicht die geringste Ähnlichkeit miteinander besitzen: das Erdreich und das Himmelreich.



Ungewollte Offenbarungen durch den Film

Ich wohne auf dem Lande. Eine Gehstunde entfernt von der Bahn. Ein paar hundert Meter abseits der nächsten Bauerngehöfte. Mit einem Worte: in der Einsicht. Meine Wirtschaft ist viehlos. Kein Hahn kräht, keine Hühner gackern, keine Schweine grunzen, keine Ziegen meckern, keine Kuh muht. Aus der Ferne dringt kein Laut des Lärms, den die Einheimischen draußen irgendwo verüben, wenn sie sich bei dem täglichen Geschäftemachen, aus dem das Leben heute besteht, gegenseitig über die Ohren hauen, daß es knallt. Und auch vom Fremdenverkehr, der drüben im Tal der Mur auf und abflutet, höre ich nichts, so daß ich nicht einmal mit Eichendorff singen kann: „Da draußen stets betrogen . . .“

Gewöhnlich freue ich mich der Stille rings um mich her. Aber manchmal — der Mensch ist nun einmal so — packt mich plötzlich das unwiderstehliche Verlangen, mich in den Strudel, den Strudel hineinzustürzen. Der nächste ohne allzuviel Umstände erreichbare Strudel liegt in Graz. Ich fahre also nach Graz und stürze mich.

So war es auch vorgestern. Ich war in Graz. Und zwar im Kino. Und zwar in dem Christusfilm „König der Könige“, über den der Erzbischof von Salzburg Dr. Rieder an den Regisseur geschrieben hat:

„Ich hatte die Freude, der Uraufführung Ihres Christusfilms beizuwohnen. Nehmen Sie meinen Dank und meine Gratulation entgegen, daß Sie dieses ideale Bild vom Heiland uns geschenkt haben. Jesus segne Sie!“

Wir werden sehen, daß mit diesem Ausruf ausnahmsweise einmal ein Bischof recht hat und Jesus wirklich allen Anlaß hat, den Regisseur Cecil B. de Mille zu segnen.

Der Film stammt aus Amerika, wo er in New York am Karfreitag 1927 zur Uraufführung gelangt ist. Da ich aus der letzten Nebelhornnummer weiß, daß die Amerikaner von keiner Überlieferung beschwert sind und

die sonderbarsten Forderungen an den Papst stellen, der unter der Last der Überlieferungen, für die auf dem religiösen Weltmarkt kein rechtes Interesse mehr vorhanden ist, noch einmal zusammenbrechen dürfte, interessierte mich die Sache. Vielleicht, dachte ich mir, geht da unberufen wieder eine Überlieferung flöten und ich kann sagen, ich sei dabei gewesen. Außerdem und überdies hoffte ich, durch diesen Film endlich auch Antwort auf eine andere Frage zu erhalten, die mich seit langem beschäftigt und ihre Entstehung folgendem Zeitungsbericht aus dem Jahre 1924 verdankt:

New York, 2. September. Der internationale Negerkongreß ist am Montag in Libertyhall geschlossen worden. Zuletzt wurde eine Resolution angenommen, in der die Gründung einer Negerrepublik gefordert wird. In einer weiteren Resolution wurde dann proklamiert, daß Christus, die Jungfrau Maria und der heilige Joseph (genannt die Heilige Familie) Neger und nicht Weiße gewesen seien.

Ich schrieb damals in einer Grazer Wochenschrift — das Nebelhorn war noch nicht geboren — glossierend zu dieser Nachricht: „Es ist etwas eigenes um Konferenzen! Eine Negerkonferenz tritt zusammen und schon sind die Neger genau so blöd wie die Weißen! Was aber müssen wir alles zusammentreten, damit wir wieder so gescheit werden wie die Neger? Dies ist die Frage.“ Aber diese Frage, zu deren Beantwortung ich mir inzwischen das Nebelhorn gegründet habe, ist nicht jene Frage, die da lautet: War Christus ein Neger oder nicht? Erst jetzt aus dem Film konnte ich hoffen, Antwort auf sie zu erhalten. Und da es gleichzeitig hinlänglich bekannt sein dürfte, daß Chamberlain in seinen „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“ klipp und klar bewiesen hat, daß Christus ein Arier gewesen sei, während andere wieder darauf schwören, daß er gar nicht existiert habe, so wird man begreifen, daß mir die Auslage von S 2·50 für einen Balkonsitz gerechtfertigt schien, um endlich einmal Klarheit zu erlangen. Und Klarheit habe ich erreicht. Ich kann heute authen-

tisch versichern: Christus hat gelebt (habe ich ihn doch mit eigenen Augen wandeln gesehen) und war kein Neger, sondern ein Arier mit blonden Haaren.

Der Film ist gut und nirgends geschmacklos, wenn man manchmal auch die Sucht, die ganze biblische Geschichte lückenlos auf die Leinwand zu bringen, peinlich empfindet. Wirklich künstlerische Züge fehlen nicht. Ich möchte da vor allem die geradezu wundervolle Idee erwähnen, die Gestalt Christi in den Film dadurch einzuführen, daß man den sich immer mehr verstärkenden Lichtschein vor den Augen eines blinden Kindes, das er heilt, darstellt und aus diesem Lichtschein endlich sein Bild hervortreten läßt. Der Spott, der gegenüber dem, was Idiotie und Geschäftsgeist heute mit Christus treiben, berechtigt ist, die Kritik, die nicht so sehr gegenüber dem, was er gelehrt hat, als vielmehr gegenüber dem, was zu lehren er versäumt hat, notwendig ist, sie beide müssen verstummen angesichts des Lebens, Leidens und Sterbens eines großen und edlen Menschen, und sei es selbst nur im Film gelebt, gelitten und gestorben. Es ist nicht Christi Schuld, wenn man durch den Film von ihm den Eindruck eines Heilmagnetiseurs bekommt, der seine Künste im Umherziehen ausübt; es ist nicht seine Schuld, wenn man sich angesichts dieses religiös sein wollenden Films fragt: Wo ist denn eigentlich die Religion? Wo das System? Wo die Lehre? Man findet in diesem Film nicht die Spur davon, man sieht lediglich die Verfilmung biblischer Anekdoten und Legenden. Aber gerade in diesem Mangel liegt die Offenbarung, die uns dieser Film, ohne es zu wollen, spendet.

Kann man sich einen Film, der das Leben des Buddha wiedergeben will, ohne die geringste Erwähnung seiner Lehre, durch die allein er eben das ist, was er ist, vorstellen? (Der Einwurf, der hier gemacht werden könnte, daß nämlich eine Lehre nicht bildlich darzustellen sei, ist hinfällig, denn der Film kann heute alles darstellen

und nichts könnte er besser darstellen als zum Beispiel die Lehre von der Hinfälligkeit aller Erscheinungen!) Einen Christusfilm ohne Lehre kann man sich vorstellen. Wir haben sogar einen. Diesen.

Das Merkwürdigste ist aber, daß man bei guter Beobachtungsgabe zwar das Fehlen der Lehre bemerkt, daß man diese Lehre aber nicht im geringsten vermißt, daß dieser Film auch ohne sie befriedigt und wirklich ein Film des Christentums ist. Und hier bin ich dort, wo ich hinkommen wollte.

Ich habe schon einmal im Nebelhorn darauf hingewiesen, daß das, was Christus gepredigt hat, ein ganz ungeordnetes Sammelsurium von ethischen Ratschlägen und Vorschriften für das diesseitige Leben ist, daß seine Worte keine Spur eines Versuches enthalten, ein religiöses Problem aufzustellen, das Woher und Wohin des Menschen zu erklären. Sein vages Herumgerede über Hölle und Himmel, unter dem er sich einmal etwas Transzendentes (Das Himmelreich ist inwendig in Euch!), ein anderesmal wieder etwas Räumliches vorstellte (Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen!) ist als ein solcher Versuch nicht zu werten, da es lediglich ein Übernehmen jüdisch-religiöser Vorstellungsinhalte ist. Man kann das Evangelium von vorn nach hinten und von hinten nach vorn durchsuchen, man wird nicht eine Äußerung Christi finden, die darauf hinwiese, daß es ihm um die Aufstellung eines religiösen Systems zu tun gewesen sei. Die ihm zugeschriebenen Worte: „Du bist Petrus, der Fels, und auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen“, „Weide meine Lämmer“ und „Was ihr auf Erden binden werdet, das soll auch im Himmel gebunden sein, was ihr auf Erden lösen werdet, das soll auch im Himmel gelöst sein“, sind wohl jedem Kind als plumpe Fälschungen der Pfaffen aus späterer Zeit erkenntlich, in der die Geistlichkeit schon das System in eigener Regie hergestellt hatte und seine Fundierung durch Worte Christi benötigte. Christi Lehre war sein

Leben (So wie ich euch ein Beispiel gebel); ohne die Geschichte seines Lebens fällt einem das ganze Christentum unter den Händen zu nichts auseinander. Buddhas Lehre ist eine Lehre, ist ein Gebäude, das bestehen könnte, auch wenn von seinem Leben überhaupt nichts bekannt wäre. Der Buddha war ein Religionsstifter, Christus war ein sozialer Revolutionär, den das Leid der Menschen, den der Jammer der Mühseligen und Beladenen empörte. „Bildet euch nicht ein, daß ich gekommen sei, Frieden auf Erden zu bringen; ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert!“ Sind das die Worte eines Religionsstifters, also eines Philosophen fürs Volk? Immer wieder verkündet Christus, daß das „Reich Gottes“, also eine Welt ohne Ungerechtigkeit, „nahe“ sei, und erst angesichts des Todes und des Scheiterns seines Versuches, die sozialen Zustände umzustürzen, erst vor Pilatus erklärte er mit gefesselten Händen: Mein Reich ist nicht von dieser Welt!

Das Wertvollste, was uns Christus hinterlassen hat, ist nicht die heutige christliche Religion, die nicht von ihm, sondern von den Aposteln, den Konzilien und den Päpsten stammt, sondern die Idee einer durchaus möglichen Lösung der sozialen Frage durch die Liebe. Denn in dem Augenblick, in dem Keiner mehr für sich selbst sorgt und arbeitet, sondern nur mehr für den Anderen, sorgen und arbeiten alle Anderen für den Einen, es kann ihm nichts mehr geschehen und die Welt ist vom Übel, insoferne es von Menschen stammt, erlöst.

„Die christliche Religion ist eine intentionierte politische Revolution, die, verfehlt, nachher moralisch geworden ist“, sagt Goethe. Der Film „König der Könige“ beweist mit jedem Bild, beweist tausendmal, daß Goethe recht hat. Darum Vorsicht und Mißtrauen vor Christus, wenn ihn andere zum Stifter einer Religion machen wollen, während ihn lediglich eine Religion zu ihrem Stifter ernannt hat, eine Religion, die mit seinen sozialen Ideen kaum etwas gemeinsam hat und mit ihnen sozusagen

lediglich durch Personalunion verbunden ist. Darum aber auch Ehre Christo, dem fühlenden und empörten Menschen, dem Revolutionär, der für seine Überzeugung gelitten hat und gestorben ist! Gestorben als Opfer derselben Obertanen, die ihn heute dazu verwenden wollen, die Untertanen, die er befreien wollte, kirre zu kriegen. Die Verfasser des Films haben, ohne daß sie es beabsichtigten, Christus gegen diesen Mißbrauch seiner geheiligten Persönlichkeit in Schutz genommen und uns eine Offenbarung geschenkt, die vieles klar macht. Jesus segne sie dafür!

■

„Jungkonservative“ betonen das Recht des Individuums.

Von Kurt Hiller (Berlin).

Man soll nicht immer nur die dicken und protzig daherschreitenden Dummheiten photographieren; die unscheinbaren, versteckten sind oft erst recht die Platte wert.

Ein entzückendes Exemplar dieser zweiten Sorte fand ich neulich im „Ring“. „Der Ring“ ist das im allgemeinen nicht übel geschriebene Wochenblatt eines „Jungkonservativen Klubs“ (die Zersetzung des deutschen Nationalismus gebiert, unsere politische Chemie bereichernd, immer neue Atomverbindungen), und das reizende Geschöpfchen hatte sich bescheiden im Unterholz der Buchbesprechungen verkrochen. Zur Besprechung stand: „The Peace of Nations“ des radikal-liberalen Amerikaners John Firman Coar.

Coar ist interessant, weil bei ihm die Begriffe Liberal und Demokratisch energisch auseinandergrätschen. Die Demokratie erscheint diesem ehrlichen Gegner des Massenmords als Schrittmacherin des nationalen Egoismus — den er nicht nur als Pazifist, sondern auch

aus Gründen der wirtschaftlichen Wohlfahrt bekämpft. Er empfiehlt Abbau der Zollschränken, ebenso der Einwanderungsbeschränkungen, überhaupt Beschneidung der Funktionen des Staates, vor allem Beseitigung des staatlichen Bildungsmonopols. Er tritt für eine Autonomie des Individuums ein, die sehr weit geht. Sein Theorem ist mit einem reichlichen Tropfen anarchistischen Öles gesalbt (wie denn radikaler Liberalismus und moderierter Anarchismus bekanntlich identisch sind); und das Einzige, worüber unsereins sich bei Theoretikern, die das Kapital-system retten wollen, zur Not noch freuen kann, ist ja Anarchoïdes. Wer, in die „individuelle Initiative“ verliebt, das „freie Wechselspiel wirtschaftlicher Selbstbetätigung“ aufrechterhalten will, mithin die Freiheit der Menschausbeutung, der soll dann wenigstens jene wirklichen Freiheiten herzustellen sich bemühen, die nicht durch Unfreiheit der Meisten erkaufte werden müssen. Bezeichnend, daß Freiheit der Ausbeutung regelmäßig zusammen mit Unfreiheit auf allen andern Gebieten gepriesen wird (so seitens des neudeutschen „Liberalen“, welcher lockerster Manchesterman und strammster Kulturreaktionär in Einem ist) — während wiederum unter uns Sozialisten leider diejenigen ziemlich zahlreich sind, die ihren Entschluß, der Freibeuterfreiheit ein Ende zu setzen, irrig erweitern zu einer Doktrin, in der die Idee der persönlichen Freiheit überhaupt als abgelebt und kompromittiert gilt: weil der wirkliche Träger aller Rechte „nicht der Einzelne, sondern die Gemeinschaft“ sei — ein großer Nonsens, wegen des „sondern“.

Zwischen Stiefkollektivismus und Manchesterei bedeutet ein diktatorischer, im Wirtschaftlichen bis zum Terror unerbittlicher Sozialismus, der durch seine Kulturpolitik zeigt, daß er die gesunden Elemente des Individualismus im Blute trägt, die schöpferische Mitte, . . . und von alledem ist im „Ring“, versteht sich, mit keiner Silbe die Rede. Sondern das Werturteil über Coar hat dort folgenden Wortlaut:

So kritisch man vom deutschen Standpunkt aus den Thesen des Verfassers gegenüberstehen muß, so sympathisch berührt seine Kritik am heutigen Wohlfahrtsstaat, indem er das Recht des Individuums betont gegenüber der modernen Massenherrschaft mit ihren hedonistischen Tendenzen.

Seht ihr das Geschöpfchen krauchen? Daß in diesen staats- und gesellschaftsphilosophischen Sphären ein „deutscher“ Standpunkt existiere — nein, das ist es nicht. Daß der amerikanische Humanitär als schwerindustrielle George Grosz-Type vorgeführt wird, die gegen Sozialpolitik scharf macht (in USA gibts gar keine!) — nein, das ist es auch nicht. Aber das ist die reizende Dummheit, die auf die Platte soll: daß dem Leser zugemutet wird, an eine moralische Antithese zu glauben zwischen „Recht des Individuums“ und „Massenherrschaft mit ihren hedonistischen Tendenzen“. Welches sind denn die „Tendenzen“ jenes „Individuums“, dem der „Ring“ ein „Recht“ zuspricht? Etwa nicht „hedonistische“? Will der durch keinerlei Staatsschranken gehemmte Renaissance-ler der Wirtschaft etwas Anderes für sich als mehr Lust für sich? Und die proletarischen Massen — die wollen ja nicht mal mehr Lust, die wollen ja bloß weniger Leid. Die Armut und alle ihre grauenvollen Begleiterscheinungen bekämpfen, für sich und seine Schicksalsgenossen — das ist „hedonistisch“; auf Kosten der Mehrheit, auf Kosten des bescheidensten Lebensglücks der Massen sich bereichern, unaufhaltsam, über alle Grenzen des Luxus hinaus, weil man sich „Herr“ weiß, mit „Rechten“ — das ist das Gegenteil von „hedonistisch“, das ist offenbar heroisch, das ist spartanisch, das ist vornehm, ritterlich und tief! Ein blinder Bettler, dem ein Schuft Groschen aus dem Hut stahl und der nun weheschreit, ist ein erbärmlicher Materialist mit verächtlichen Masse-Instinkten; dagegen der Schuft, falls er's nur, statt auf einen, auf Millionen Bettler abgesehen hat und, statt auf Groschen, auf Millionen: der Gentschuft, der Trustschuft, der Aktien-, Kuxen- und Lati-

fundienschaft, der Rolls Royce-Schuff, der Hotelhallenschuff, der Yachtschuff — der ist ein sittlich Hoher, adelig, eine Tempelherrennatur. Seine Beweggründe sind metaphysisch umhaucht, religiös umwittert; er gehört der primären Rasse an; ihm gebühren Herrscherrechte; die Plebs hat sich ihm zu unterwerfen, sie ist schlechte Rasse. Eben weil er sie ausplündert, ist sie schlechte Rasse und Plebs. Und er gute. Die, die ohne Schuld leiden, sind sittlich minderwertig; ein Aristokrat, dem Privilegien zustehn, ist, wer sie leiden macht. Dadurch, daß sie sich als Klasse befreien wollen, beweisen sie, wie lustgierig sie sind; während ihr asketischer Unterdrücker durch die Ausübung seiner Macht sein Recht erhärtet, Individuum zu sein. Man gebe endlich denen das Recht, die die Macht haben, und nehme die Freiheit denen, die nach ihr dürsten.

So meditiert jungkonservative Logik und Ethik.

Suchen wir jedoch zu ergründen, wie dieser Kreis, der klein aber oho ist, über das Recht des Individuums dort denkt, wo „Recht des Individuums“ Ernsthafteres und Anständigeres besagt als die Befugnis, andre Individuen auszuplündern, wo es nämlich das Recht bedeutet, nicht töten zu müssen und sich nicht töten lassen zu müssen für ungebilligte Ideen, für fremde Interessen — und das Recht auf Leben dürfte doch wohl das oberste aller „Rechte des Individuums“ sein —, dann finden wir, im schneidigen Tonfall der Selbstverständlichkeit, üblichste Generalsbegeisterung für die allgemeine Wehrpflicht und eisäugige Entrüstung über die „zersetzende“ Propaganda der Kriegsdienstverweigerung. Wie's trifft! Räuber und Mörder dürfen Raub und Mord aus einem „Recht des Individuums“ herleiten; versuchen Die, die sich nicht ausrauben und die sich nicht morden lassen wollen, sich ihrerseits schüchtern auf solches Recht zu berufen, so schnarrt man sie national an.

Ist dies nicht eine zum deutschen Himmel stinkende Verlogenheit? Bewahre; sie wissen nicht, was sie tun;

sie ahnen hier keinen innern Widerspruch; sie sind unschuldig wie die Lämmer; sie sind denkuntauglich wie die Säuglinge; sie sind dumm wie Bohnenstroh.

Und, auf pikfein-zurückhaltend-theoretisierende Art, frech wie der Besitz.

Ach, ich wünsche mir die soziale Revolution schon deshalb, damit Diese da endlich zu ihrem Collegium logicum kommen. Sie wird's ihnen lesen — gratis, aber eindringlich.

Laßt uns irrenhauswärts tschundern!

Selbst auf die Gefahr hin, den schon ganz eingeschlafenen Vorwurf, ich sei ein Nachahmer von Karl Kraus, wieder aufzuwecken, auszubauen, zu vertiefen und zum Weitertorkeln durch jene verstopften Gehirne zu animieren, die auf Ordnung halten und keine größere Sorge kennen, als das Nebelhorn, das sich aller Klassifizierungssucht gegenüber so widerspenstig zeigt, dennoch einzuordnen, und zwar in das Gehirnkastel mit der Aufschrift: „Abteilung: Niederreißer, Unterabteilung: Fackelnachahmer“ — selbst auf diese keineswegs zu unterschätzende Gefahr hin muß ich heute und hier auf einen Artikel in der Fackel vom Juni dieses Jahres hinweisen. Er führt den Titel: „Aus Redaktion und Irrenhaus“ und berichtet von keinem geringeren Ereignis als von der Entdeckung des zweifellos größten heute lebenden deutschen Lyrikers, eines irrsinnigen Schlossers aus Radautz, der im Czernowitzer Irrenhaus interniert ist. Sein Name ist Karl Piehowicz. Es ist zwar nach Kraus noch nicht geklärt, ob Piehowicz, der die deutsche Sprache nur mangelhaft spricht, der Autor der weiter unten mitgeteilten Gedichte ist oder ob er sie von einem unbekanntem Fremdenlegonär übernommen

und der deutschen Literatur gerettet hat; so viel ist jedoch gewiß: wir verdanken heute einem Irrsinnigen einige der erhabensten lyrischen Manifestationen eines Menschentums, das in der Welt der Zurechnungsfähigen, die nur mehr zum Rechnen fähig sind, ausgestorben erscheint und das man eigentlich mit Recht schon längst systematisch in den Irrenhäusern hätte suchen sollen, deren Insassen noch nicht so tief gesunken sind, Kant auf allerhand zu reimen und sich abends, wenn sie abgespannt sind, beim Ullsteinband zu erholen (siehe Nr. 40, Seite 14), weil sie eine freundliche Geisteskrankheit immer auf dem gleichen Niveau hält und ihr totales Verblöden verhindert.

Seit jener Veröffentlichung in der Fackel sind über zwei Monate vergangen, ohne daß die von Kraus mitgeteilten Sphärenklänge irgendein nennenswertes Echo im Blätterwald gefunden hätten. Da gerade in dieser Zeit viele Tausende deutscher Sänger mit seitenlangem Geschmuse begrüßt werden mußten, ist es nur zu begreiflich, daß für einen einzelnen deutschen Sänger kein Platz mehr übrig werden konnte. Und das ist gut so. Denn die Leute, deren täglicher Beruf es ist, den Quark zu peitschen, ob nicht etwa Creme daraus würde, sie hätten mit der Creme auch nichts weiter anzufangen gewußt, als auch sie zu peitschen, ob nicht etwa wieder Quark daraus würde. Und das wäre ihnen zweifellos gelungen. „Die Zeitungsschreiber“, sagt Lichtenberg, „haben sich ein hölzernes Kapellchen erbaut, das sie auch den Tempel des Ruhmes nennen, worin sie den ganzen Tag Portraits anschlagen und abnehmen und ein Gehämmer machen, daß man sein eigenes Wort nicht hört.“ Uns ist der Autor solcher Verse zu schade für solche Propaganda und auch zu schade für das kritische Gestümper der Literarhistoriker. Auch die bange Frage: Was wird Bartels dazu sagen? halte ich für durchaus übertrieben. Zuzutrauen wäre es ja diesem mit Jägerhemd und Hubertusmantel bekleideten Klassifikator sämtlicher schrift-

stellerischen Hausarbeiten, die heute in Deutschland an die Verleger abgeliefert werden, daß er sich bereits im Irrenhaus zu Czernowitz nach den authentischen Maßen der Vorhaut Piehowicz' erkundigt hat; denn er, der die Höhe der Kunst mit der Elle der Vorhaut zu messen pflegt und unermüdlich die Schriftsteller in Juden und Nichtjuden einteilt, kann ohne anatomischen Befund mit keinem Autor kritisch etwas anfangen. Aber nehmen wir selbst an, Bartels habe die Vorhautlänge Piehowicz' für genügend erfunden zum Eintritt des neuen Lyrikers in den Parnas deutscher Dichtung — wird ihn der Zusammenhang seiner Entdeckung mit einer Tat des Juden Kraus nicht immer mit Verdacht erfüllen und ihn hindern, Piehowicz den Platz neben Claudius, Mörike und Hölderlin anzuweisen, der ihm gebührt?

Um die Ohren des Lesers für den Empfang der lyrischen Ätherwellen aus dem Irrenhause genügend empfindlich zu machen, ist es notwendig, sie vorher auf die normale Wellenlänge der außerirrenhäuslichen Literaturbetriebsanstalt einzustellen. Für die Sendungen dieser Anstalt, in der die Zeitgenossen ihre geistigen Ausscheidungen erledigen, ohne leider durch Maueranschlag dazu verhalten zu werden, vor dem Betreten der Anstalt aus Schicklichkeitsgründen ihre Gedanken zu ordnen, ist die Wellenlänge ein fixe, nämlich: 00.

Aus der Tschechoslowakei hört man auf dieser Welle die Schüsse einer Kinderpistole und empfängt dazu folgenden aufklärenden Bericht:

Der Schriftsteller Anton Endrich, der am 26. November des vergangenen Jahres während einer Vorstellung im Prager Deutschen Theater zwei Schüsse aus einer Kinderpistole abgefeuert hat, um die Öffentlichkeit auf sich aufmerksam zu machen und angeblich gegen die Nichtannahme seiner dramatischen Arbeiten durch die Direktion des Deutschen Theaters zu demonstrieren, wurde heute vom Bezirksgericht in den Weinbergen zu 100 K Geldstrafe, bzw. 10 Tagen Arrest mit Bewährungsfrist verurteilt. Endrich, der seinerzeit in der Presse als verrückt oder minderwertig erklärt wurde, hat inzwischen erreicht, daß ein Einakterzyklus morgen an einer Prager Liebhaberbühne zur Uraufführung kommt.

Aus Frankreich wird gemeldet:

In Paris hat jetzt der belgische Schriftsteller Georg Sim eine Wette abgeschlossen, daß er alle bisherigen „literarischen Rekorde“ schlagen werde. Er wird sich für 40 Stunden in eine große Glaskiste einsperren lassen und verpflichtet sich, während dieser Zeit in seiner Glasverschalung, in die er nur seine Schreibmaschine mitnimmt, einen Roman von 15.000 Druckzeilen fertigzubringen. Es wurde festgesetzt, daß er stündlich 100 Zeilen aus seinem Käfig zu reichen habe. Das Thema wird ihm knapp vor Beginn der Arbeit gegeben.

40 Stunden à 100 Zeilen gibt 4000 Zeilen. Die restlichen 11.000 Zeilen schreibt der heilige Geist, der in Gestalt einer Taube in den Glaskäfig mitgenommen wird.

England meldet auf Welle 00 folgendes Rezept:

Der jüngst verstorbene englische Romanschriftsteller Charles Garvice erzählte einmal, wie man Romane schreiben soll: „Man nehme einen jungen Grafen, dazu eine unschuldige Dorfschönheit, sodann ein Paar böse Stiefeltern, einen Hintergrund von Soldaten und Seeleuten, einen Rechtsanwalt, der schon lange mit der Familie befreundet ist, eine Entführungsszene, eine Kirchentür, leise fallenden Schnee — rüttle das ganze tüchtig durcheinander und lasse zum Schluß die Tugend über das Laster triumphieren!“

In Deutschland, wo die Kotz-Mahler nach diesem Rezept ihre Romane kocht und sich unvergängliche Verdienste um die Popularisierung der weiblichen Onanie erworben hat, indem sie der Phantasie aller Blaustrümpfe, die nach einem Koitus mit einem unverfälschten Prinzen lechzen, literarische Anhaltspunkte gibt, in Deutschland also hat der Präsident der deutschen Dichterakademie in den Münchner Neuesten Nachrichten vom 14./15. August diese Vision:

Gewitter.

Von Wilhelm von Scholz

Nach langer Mittags-, Dämmer-, Abendschwüle
die in die kühelelosen Nächte wuchs,
trieb Sturm die Luftgebirge ostwärts hin
über der wipfelrauschenden Talnacht Erde —
bis flammend und umdonnert Blitz auf Blitz
ins Prasseln ringsum gießender Regenströme
auf überschwemmten Wegen erdbreit strahlte —
und aus der Seele Kühle stieg und Traum
in die noch zuckende Luft —

Aus. Wer hat, wenn er solches Geknödel von Worten und Phrasen vernimmt, nicht den bestimmten Eindruck, hier gurgle ein Originalgenie mit Schotter? Wer fühlt da nicht aus seiner Seele statt Kühle Hitze steigen? Wer empfindet da nicht das Bedürfnis, unter Krämpfen in die noch zuckende Luft zu speien und den Dichter samt seinen verhatschten Bildern und samt dem „Luftgebirge“ seiner Lyrik „erdbreit“ zu überschwemmen?

Da sind wir Österreicher doch andere Kerle! Wir haben nicht nur einen Bundespräsidenten, der einsichtsvollerweise einen Sonntag im August besingt, weil er an einem Feiertag im August geboren ist, sondern nennen auch Karl Hans Strobl unser, den Inhaber einer bekannten literarischen Themen-Großauskocherei, der als Präsident der deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft seinerseits wieder das Problem des Gewitters und der Überschwemmung im Gegensatz zum deutschen Präsidenten-Bruder in folgender echt österreichischer Art voll südländisch pointierter Leblosigkeit löst:

Überschwemmung.

Dieses Bächlein, das sonst schleicht,
Selig-lässig talwärts t s c h u n d e r t,
Ach, wie hat's sich selbst verwundert,
Welche Wildheit hat's erreicht!

Gott goß oben so viel ein,
Daß es unten heftig strudelt,
Alle Wege arg zernudelt
Und zu groß ihm wird kein Stein.

Ach — wie gleichst du diesem Bach,
Menschenherz, in deinen Nöten,
Alle Zäune gehen flöten,
Braust du blind dem Schicksal nach.

Nötig, nützlich, angenehm
Ist solch' Wettersturm und Regen
Keinesfalls gebahnten Wegen,
Darum hüte dich vor dem!

Der Hauptgewinn, den wir aus diesen Versen ziehen können, ist die uns durch die letzte Zeile der dritten Strophe vermittelte Erkenntnis, daß ein Menschenherz

— es scheint sich um ein Bierherz zu handeln — auch brauen kann, denn vom Infinitiv „brausen“ kann höchstens die Form „er braust“ niemals aber die Form „du braust“ kommen. Was an dieser beachtlichen Stelle dem Schicksal nachgebraut wird, wird begreiflicherweise nicht erwähnt, da es sich um einen strafgesetzlich verpönten Eingriff in ein Braupatent des Schicksals handeln dürfte. Es kann lediglich vermutet werden, daß das Malz und der Hopfen, die an dieser Art von Lyrik verloren sind, gebraut werden sollen, eine Vermutung, die es uns erleichtert, die gebahnten Wege dieser Dichtkunst, der kein Regen mehr schaden kann, ohne weiteres mit der bekannten *rue de cac* zu identifizieren. Diese Erkenntnis läßt in uns endlich den Entschluß reifen, „uns vor dem“, der also dichtet, zu hüten und lieber selig-lässig irrenhauswärts zu „tschundern“, wo solche Wunder unsrer warten:

Aus den „Römischen Gedichten“.

Die Zypresse, die Olive,
Pinienwald und Berg und Au
tauchen in das himmlisch-tiefe
flecklose duftge Blau.

Um die Wasser, um die Lande,
Näh' und Ferne, weit und breit,
legt der Himmel weitgespannte
Arme der Unendlichkeit.

Frühling.

Ohne Ende sind
Wege, die zum Frühling führen:
und der laue Wind
öffnet rings geheime Türen.

Wenn die Sonne lacht,
möchtest du zum Himmel wallen,
und in tiefer Nacht
hörst du warme Tropfen fallen.

Alles Schwere sinkt
von den Dingen, die sich weiten,
und die Erde trinkt
Wunder der Entbundenheiten.

Junge Tänzerin.

Eine große Glockenblume
wehte fort vom Frühlingsbaum:
lichem Frühlingstag zum Ruhme
tanzt sie sich in sanften Traum.

Eine Wolke weißer Seide
Spiegelt rauschend jeden Schritt,
mystisch wandeln unterm Kleide
Blut und Haut und Atem mit.

An des Körpers Blüten-Stengel
schwingt des Rockes Glocke sie,
und der Beine Doppel-Schwengel
läutet leise Melodie.

Eine große Glockenblume
wehte fort vom Frühlingsbaum:
lichem Frühlingstag zum Ruhme
tanzt sie sich in sanften Traum.

Einen Trunk der Liebe.

Laß uns in dem Silberglanz,
den die Birken grün umhüllen,
unsrer Herzen Krüge ganz
mit der tiefen Stille füllen!

Laß uns mit dem letzten Atemhauch,
mit des Blutes letzter Welle
so hinübermünden in den Strauch
wie ins Wurzelwerk der Quelle!

Alles Irdische muß wesenlos
ohne Trauer von uns fallen;
Kind geworden in des Waldes Schoß
sind um uns nur Nachtigallen,

die uns über Raum und Zeit
über uns hinaus zu den Gefilden
Gottes wiegen in die Ewigkeit,
wo die Engel mit den milden

Mutterhänden unsren Liebesbund
heiligsprechen und in Harfenchören
und von Mund zu Mund
jubeln, daß wir wieder Gott gehören.

Erst angesichts eines solchen Reichtums der Sprache, des Empfindens, der Bildhaftigkeit, der Melodie, der Seele wird es unaussprechlich klar, wie bitter arm wir geworden sind und welche Verwüstungen in deutschen Landen jene Tintenschweine angerichtet haben, deren ganzes Innenleben aus dem rhythmischen Kreisen des Drecks in Gehirnwindungen, Adern und Därmen besteht, deren Produktion aber darin, daß sie diesen Dreck ausscheiden und ihn als literarische Detaillisten zeilenweise zum Höchstpreis verkaufen. Und von ihm leben!



DAS NEBELHORN

ist in Graz bei den weniger ängstlichen Buchhändlern und
Trafikanten und in Wien in der Buchhandlung Richard
Lanyi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.



BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich:

24 Nummern	Schilling 12—
12 Nummern	„ 6·50
6 Nummern	„ 3·50

Für Deutschland:

24 Nummern	Mark 9—
12 Nummern	„ 5—

Für die Länder des Weltpostvereines:

24 Nummern	Schw. Fr. 14—
12 Nummern	„ „ 7—

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den
Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Jakominigasse 38, zu richten;
Zahlungen aus Österreich an das Postsparkassenkonto
Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig
Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler
Postanweisung an den Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer
Zahl zum Preise von S 15— auf Bestellung erhältlich.
Einbanddecken S 2—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur:
Dr. Herbert Müller - Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz.
Druck: Ludwig Kunath, Graz, Jakominigasse Nr. 38.